

## **Anleitung zum Zeittotschlagen**

Zeit ist unsterblich. Vor allem im Büro.

*Berlin, Mai 2018*

Die Anwesenheitszeiten im Büro werden durch Stechuhren dokumentiert. Jeden Tag. Morgens einstechen und am Nachmittag ausstechen. Vorgeschriebene Dienstzeit sieben Stunden und achtundvierzig Minuten. Zuzüglich einer dreißigminütigen Mittagspause. Insgesamt also acht Stunden und achtzehn Minuten. Eine tagtägliche lange Zeit. 9:00 Uhr, ich betrete die Liegenschaft, ab jetzt läuft die Zeit. Oder besser gesagt – sie stirbt.

Einmal, als die Zeit besonders langsam starb, hatte ich während meiner Dienstzeit eine Spiegel- Online Dokumentation von Stefan Witte über das Nichtstun im Büro gesehen. Der Journalist wollte durch ein Experiment erkunden, was Nichtstun im Büro mit Körper, Geist und Seele macht. Probanden waren ihm nicht bewilligt worden. Ein solches Experiment verstieße gegen die Menschenwürde, hieß es.

Ich bin unfreiwillig Probandin. Und es ist kein Experiment, sondern bitterer Ernst. Deshalb bleibe ich auch ohne medizinische Betreuung. Überhaupt ohne Kontakt zu Kollegen.

Ich habe Bauchschmerzen, mir ist übel, ich habe Herzrasen, schon morgens vor dem Betätigen der Stechuhr. Wie kriege ich die Zeit tot, das ist tagtäglich ein immer wiederkehrender Gedanke. Auch später, nach Dienstschluss, vor dem Einschlafen, ich trinke täglich abends Alkohol, denn ich will das nicht denken. Wenigstens nicht vor dem Einschlafen.

An Tagen, an denen Gertrud kommt, eine der Putzfrauen, weniger Bauchschmerzen. Weniger Herzrasen. Ich freue mich auf Gertrud. Aber Gertrud kommt eben nur gelegentlich. Putzfrauen müssen arbeiten im Amt.

Sonst die Stimme aus meinem Kofferradio als einzige menschliche Ansprache. Freitags die Sendung „*Lebenszeit*“. Ich mag die Sendung aber sie erinnert mich immer daran, dass acht Stunden ein Drittel des Tages sind. Mein Büro fühlt sich an wie ein Wartezimmer.

Erste Amtshandlung – Tageszeitungen holen. Ich nehme die, die die anderen Kollegen liegenlassen in der Bibliothek. *Neues Deutschland* und die *TAZ*. Der Weg zum Gebäude, indem die Bibliothek liegt, ist gottseidank etwas länger. Bis ich zurück bin, sind schon einmal zwanzig Minuten Dienstzeit vergangen. Eine Zigarette rauchen macht zehn Minuten.

Als nächstes -Frühstück. Ausgiebiges Frühstück. Toast und Tee, kleiner Salat, zum Abschluss einen Keks. Auch das Zubereiten des Frühstücks dauert seine Zeit. Eigentlich habe ich keinen Appetit. Denn ich weiß, ich frühstücke, damit Zeit vergeht. Ich beginne mit Zeit zu rechnen, als würde ich die Münzen in meinem Portemonnaie zählen.

Wieder Zigarettenpause. Habe ich Glück, gesellt sich beim Rauchen Doktor Freudlos zu mir. Er ist der Einzige, dem es nichts auszumachen scheint, mit mir gesehen zu werden. Bringt mir sogar manchmal Kaffee mit, aus Mitleid mit meiner Situation, um die er weiß. Aber er schaut sehr besorgt. „*Das ist so schlimm, was man mit ihnen macht*“, sagt er. Aber er sagt es ganz leise. Ich bin ihm trotzdem dankbar. Wenigstens ein kurzes Gespräch. Die Nutzung des privaten Handys und die Weitergabe der dienstlichen Telefonnummer sind im Büro untersagt. Ich muss mich an diese Regeln halten, denn sie suchen einen Kündigungsgrund. Das Wissen, dass man mich loswerden will, bereitet mir Atemnot. Ich fühle mich ohnmächtig und ausgeliefert. Jeder der, während ich rauche, an mir vorbeigeht, könnte etwas über mich denken. Schon deshalb, weil ich so oft rauchend vor dem Gebäude stehe.

Zurück ins Büro und das *Neue Deutschland* lesen. Im Anschluss daran die *TAZ* überfliegen. Ich kann mich nur schlecht konzentrieren, denn über den Gang laufen, munter plappernd, Kollegen. Gelegentlich höre ich Gelächter. Das scheint aus dem Zimmer neben mir zu kommen. Es gibt eine Zwischentür, vor der steht mein Schrank. Eine Kollegin klopft, steckt den Kopf durch die Tür und beschwert sich, meine Tür fiele immer so laut ins Schloss, das sei störend. Kurz darauf ist sie wieder verschwunden.

Eigentlich interessiert mich auch nicht, was in der Zeitung steht. Das war früher anders. Da habe ich Zeitung gelesen, weil ich wissen wollte, was in der Welt passiert. Jetzt lese ich Zeitung, damit Zeit vergeht.

*10:30 Uhr*, erst anderthalb Stunden sind vergangen. Fünf Stunden und achtzehn Minuten muss ich in den vier Wänden sitzen. Am Schreibtisch. Plus dreißig Minuten Mittagspause. Macht fünf Stunden und achtundvierzig Minuten. Die Rechnerei mit den Stunden und Minuten verselbstständigt sich. Jede meiner Tätigkeiten dehne ich sorgfältig, damit Zeit vergeht. Eine innere Unruhe befällt mich dabei, denn ich bin ein Mensch, der Dinge rasch zu erledigen pflegt. Ich lebe im Büro gegen mein Naturell.

Ich beginne, den Tag in Zigaretteneinheiten einzuteilen, immer mit einem nervösen Gedanken an den Zustand meiner Lunge. Das stresst zusätzlich. Bei acht Stunden bedeutet die Einteilung der Stunden in Zigarettenstunden acht Zigaretten täglich. Und das sind nur die Zigaretten der Dienstzeit. Die Minuten fühlen sich wie Kleister an.

Nächste Zigarettenpause, so komme ich wenigstens raus aus dem Büro. Ich beginne, über den Begriff Pause nachzudenken. Gibt es eine Pause von der Untätigkeit? Ich nehme mir vor, mir für jeden Tag nach Dienstschluss etwas Schönes vorzunehmen, das hat mir die Psychotherapeutin geraten. Ich würde den Rat auch gerne befolgen, denn meine Psychotherapeutin ist mir sympathisch. Aber – so sehr ich mich auch anstrengte, mir fällt nichts Schönes ein. Auch nach Dienstschluss beschäftigt mich immer der kommende Tag und die Last, die acht Stunden und achtzehn Minuten mit irgendetwas zu füllen.

*10:45 Uhr*, ich nehme mein Strickzeug zur Hand. Ein schwarzer Schal mit weißen Silberfäden drin. Eine links, eine rechts, eine links, eine rechts. Ich lege das Strickzeug wieder beiseite, frage mich, wozu ich einen Schal brauche. Es ist Mai.

Gottseidank, es ist gleich *12:00 Uhr*. Mittagspause. Den Speisenplan kenne ich auswendig, ich drucke ihn am Montagmorgen immer aus und klebe ihn mit Tesafilm an das kleine Regal. Heute gibt es Schnitzel, da wird es in der Kantine voll sein. Lieblingsessen vieler Kollegen. Wobei der Begriff „*Kollege*“ auslegungsfähig ist, denke

ich. Mit Kollegen arbeitet man ja. Ich arbeite nicht. Beim Essen beobachte ich die Anderen. Irgendwo muss ich ja hingucken. Dabei frage ich mich, was die anderen Mitarbeiter wohl denken, wenn ich so gucke. Ein ehemaliger Kollege hat mir erzählt, es gehe das Gerücht um, ich sei ein „Maulwurf“. Ich frage mich, ob die anderen Mitarbeiter das wirklich glauben. Wenn die wüssten, dass ich nur stricke.

*12:45 Uhr.* Ich kann, ohne aufzufallen, noch eine Runde über das Gelände drehen. Das tun die anderen auch, allerdings in kleinen Grüppchen. Manche gucken mich an, wie ich so allein gehe. Es fühlt sich an wie Hofgang. Aber ich zwingen mich dazu. Die vielen Stunden auf dem Schreibtischstuhl am Schreibtisch strengen an. Mein Rücken tut mir weh. Ein Sofa wäre gut, denke ich manchmal. Aber das kriege ich nicht durchs Drehkreuz. Und mir würde auch niemand tragen helfen. Denn die anderen wirken immer sehr beschäftigt. Wenn ich gelegentlich in die Offensive gehe und, ganz unschuldig, ein Gespräch versuche, heißt es nach kurzer Zeit *„Du, bitte entschuldige, ich muss jetzt los, ich habe noch zu tun.“* So viel Selbstbewusstsein habe ich nicht, solche Menschen zu fragen, ob sie mit mir ein Sofa ins Büro tragen. Immerhin habe ich zu meiner Yogamatte noch ein Kopfkissen und eine Decke gekauft. Jeden Tag beschließe ich einen Mittagsschlaf aber nie kann ich einschlafen. Es ist ja ein Büro.

*13:00 Uhr.* Eine halbe Stunde darf man ohne Abzug das Gelände verlassen. Eigentlich zur Mittagspause. Meine Mittagspause ist um. Aber ich habe noch vier Stunden und achtzehn Minuten totzuschlagen. Ich verlasse das Gelände, gehe ins Einkaufscenter, Schnäppchen kaufen. Mein Highlight des Tages. Der Schnäppchenkauf. Es ist mehr Übersprungshandlung. So ähnlich wie die Zigarettenpausen. Ich bemühe mich um Normalität. Aber in meinem Schrank stapeln sich Tassen, Teller, Kannen, Bücher, Zeitschriften, Kerzen, Kekse, sogar Schnaps, den ich nie trinken werde. Wenn ich im Büro allein Schnaps trinke, habe ich verloren, denke ich. Manchmal ekeln mich die ganzen Schnäppchen an. Sie machen nur das Zimmer voll. Vielleicht kommt ja mal einer, hoffe ich. Wenn schon nicht zum Schnaps trinken, dann vielleicht wenigstens auf einen Tee. Aber nie kommt einer.

Wenn ich nach Wiederbetreten der Liegenschaft langsam gehe, ist es schon

*13:45 Uhr,* rechne ich. Ich werde noch eine Zigarette rauchen. Mist, das ist schon die fünfte Zigarette heute. Ich bringe die Schnäppchen ins Büro, hole mein Handy aus dem

Schließfach und setze mich auf die Bank am Karpfenteich. Rufe meinen Freund den Priester an. Manchmal telefoniere ich auch mit meiner Mutter. Oder mit meinem Freund, der an Leukämie leidet. Mir ist schon lange egal, was die anderen denken, wenn sie mich am Karpfenteich sitzen sehen. Manchmal spiele ich durch, was ich sagen würde, wenn jemand zu mir käme und mich fragen würde, was ich jeden Tag am Karpfenteich mache. „Zeit totschiagen“, würde ich dann sagen. Und dann muss ich grinsen. Auch wenn mir nicht nach Grinsen zumute ist.

*14:30 Uhr.* Noch fast zweieinhalb Stunden. Ich könnte ein Buch schreiben, denke ich. Aber das wäre sehr umständlich. Im Büro sind private Laptops untersagt. Ich müsste alles handschriftlich niederlegen, die beschriebenen Seiten mit nach Hause nehmen und dort noch einmal abtippen. Doch Untätigkeit lähmt die Motivation. Das macht mich traurig. Denn eigentlich habe ich viele Ideen im Kopf. Ich erkenne mich selbst nicht mehr. Habe mittlerweile auch Angst davor, nach Hause zu kommen. Denn meine Kinder können mich nicht mehr ertragen. Ich kann meine Kinder verstehen. Ich kann mich auch nicht mehr ertragen.

Ich bringe die Zeitungen in die Bibliothek zurück. Wieder zwanzig Minuten. Danach noch eine Zigarettenpause. Es ist *15:30 Uhr.* Ich gehe an das Zeiterfassungsgerät und prüfe die Dienstzeit nach. Spiele kurz mit dem Gedanken, mich am morgigen Tag einfach morgens einzuloggen, mir einen schönen Tag zu machen und am Abend wieder zur Dienststelle zu kommen, um mich auszustechen. Dann könnte ich sogar Überstunden abrechnen und am dritten Tag früher nach Hause gehen. Mein Herz rast. Es könnte so einfach sein. Niemand würde mich vermissen. Ich habe ja keine Arbeit. Aber ich widerstehe der Verlockung, jeden Tag widerstehe ich der Verlockung. Zwar habe ich von Fällen gehört, in denen die Mitarbeiter es genauso gemacht haben. Mich aber würde man dafür kündigen, da bin ich ganz sicher. Denn man will mich loswerden, deshalb gibt man mir ja keine Arbeit.

Blumen habe ich keine, deshalb brauche ich keine Blumen gießen. Aber ich muss noch abwaschen. Wenigstens habe ich also noch etwas zu tun. Danach noch eine weitere Zigarette. *17:18 Uhr.* Langsam gehe ich zum Ausgang.

Ich bin so müde.